

Senator Lukianow,
der neue Oberprokurator des heiligen Synods in Petersburg.

Wie die „Hotelratten" arbeiten.

Es ist in der letzten Zeit wieder viel die Rede gewesen von einer großen internationalen Gesellschaft von Hoteldieben, die in allen großen Zentren eleganten Lebens ihr „Geschäft" betreibt. Einige ihrer Mitglieder sitzen bereits hinter Schloß und Riegel, aber der Leiter des Unternehmens ist mit einigen seiner tüchtigsten Komplicen an der Arbeit. Da ist es interessant, sich von einem Fachmann in das lichtscheue Wesen und Treiben dieser „Hotelratten" einweihen zu lassen, wie dies ein erfahrener Detektiv in der französischen Kriminalistenzeitschrift „Bulletin de police criminelle" tut. Mehrere Umstände, so äußert sich der Verfasser, erlauben den Moment vorherzusehen, an dem die „Ratte" sich zur „Arbeit" anschickt. Wenn er allein ist, so bezahlt er am Abend seine Hotelrechnung und zeigt seine Abreise für den Morgen mit dem ersten Zuge an. Wird die Arbeit von zwei Genossen ausgeführt, so steigt der eine von ihnen allein in dem Hotel ab, in dem sie ihr Handwerk ausüben wollen. Er läßt seinen Komplicen erst um Mitternacht ein und öffnet ihm vor Sonnenaufgang wieder die Tür. Gegen 1 Uhr verläßt der Dieb in den meisten Fällen sein Zimmer, das immer in den oberen Stockwerken gelegen ist. Mit Filzpantoffeln bekleidet, untersucht er dann alle Lokalitäten, in denen jemand sich versteckt halten könnte, die Klosets, Badezimmer usw. Der Beamte der eine solche Ratte fangen will, darf sich also nicht an einem dieser Orte verbergen: die Ratte würde ihm schnell entschlüpft sein. Der Beamte muß vielmehr ein so gelegenes Zimmer nehmen, daß er durch unauffällig mit dem Zwickbohrer angebrachte und dann maskierte Löcher das Zimmer des Verbrechers und den ganzen Korridor beobachten kann. Hat sich die Ratte vergewissert, daß keine Bewachung in seinem Stockwerk vorhanden ist, kundschaftet er allmählich die unteren Etagen aus, kehrt dann in sein Zimmer zurück und legt den „Arbeitsanzug" an, meist einen dunkelfarbigen „Pygamas". Die Erzählungen von engen schwarzen Trikots und schwarzen Masken, in denen die Verbrecher erscheinen, sind in das Reich der Fabel zu verbannen, da der Hoteldieb in seinem Anzuge nichts Auffallendes haben darf, wenn er bei seinem nächtlichen Gang zufällig jemandem begegnet. Der Dieb nimmt auf seiner Expedition nur die unbedingt notwendigen Instrumente mit und kehrt lieber wieder auf sein Zimmer zurück, um andere zu holen, wenn es notwendig ist. Er dringt dann in ein Zimmer der ersten oder zweiten Etage mit Hilfe eines Dietrichs oder Nachschlüssels ein, niemals in ein Zimmer des Stockwerkes, in dem er selbst wohnt. Vorher sucht er sich genau zu vergewissern, ob der Insasse des Zimmers in tiefem Schlaf liegt. So horcht er mit angestrengter Aufmerksamkeit, das Ohr an die Tür gepreßt, eine Viertelstunde, wenn es nötig ist, und scheint der Schlaf des Reisenden nicht regelmäßig, so wählt er sich eine andere Tür zu seinem „Besuch" aus. Ist er in einem Hotel mit Sicherheitsriegeln an den Türen abgestiegen, so bedarf es einer Vorbereitung während der Essenszeit, in der der Riegel für den nächtlichen Besuch „präpariert wird, sodaß er leicht nachgibt. Die mannigfaltigsten Formen des Dietrichs, vom harmlosen „Schuhknöpfer" und „Hühneraugenmesser" bis zu dem aus den verschiedensten Teilen zusammengesetzten Nachschlüssel, sind das Handwerkszeug der Hotelratte, das er in einem eleganten Etui mit sich führt.

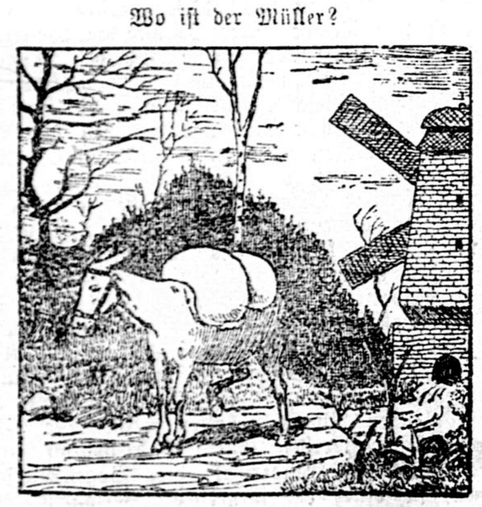


Chua-Es-Saltaneh, der B.u er des Schah von Persien.

Rätselecke.

Vexier-Bild.

Wo ist der Müller?



Kapsel-Rätsel.

Kringel Dolman Adonis Stecken Klammer Kastelan Schornstein Scheune Kalender Tischler Mathematik Postulat Nehemia Manila.

In jedem der vorstehend aufgeführten 14 Worte ist ein anderes verborgen, deren Anfangsbuchstaben aneinandergereiht einen Wintersport-Artikel nennen. Wie lauten die 14 Worte, und welcher Wintersport-Artikel ist gemeint?

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Bilder-Rätsel: Eins schickt sich nicht für alle.
Der verkapselte Mensch: 1. Mund, 2. Auge, 3. Hand, 4. Lunge, 5. Leber, 6. Herz, 7. Magen, 8. Niere.
Homonym: Bürger.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Der Hausfreund.

Nr. 38. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1909

Des Priesters Roß.

Der Abend sinkt; fern ob dem blauen Walde
Erhebt ein Cherub seine Purpurschwingen!
Die Bächlein schleichen flüsternd durch die Halde,
Und leise eines Rößleins Hufe klingen.

In Busch und Heidekraut ein lindes Schimmern,
V n tausend Lichtern rings ein helles Sprühen,
Von tausend Käferlein ein Leuchten, Flimmern,
Und himmelhoch die stillen Sterne glühen.

Ein Reiter schattet auf aus Waldesdüster,
Das Haupt zur Brust gesenkt und seinem Munde
Entrieselt des Gebetes leis Geflüster
Und schwebt wie Weihrauchwolken in die Runde.

Bedächtig gehn und still des Rößleins Schritte,
Den schönen Kopf trägt es gesenkt zur Erde,
Als trüg es durch der knienden Menge Mitte
Zu Rom den Hirt der großen Völkerherde.

Jetzt steigts hinan den braunen Heidehügel,
Der Reiter hält an niedrer armer Pforte. —
De: Cherub in der Ferne schließt die Flügel,
Der Abendwind haucht süße Himmelsworte.

Der Reiter schreitet langsam in die Hütte
Und reicht dem todesmüden Negergreise,
Der einsam weint auf armen Strohes Schütte,
Des Erdenwallers letzte Wunderspeise.

Hoch kreist die Nacht auf lichten Sternenbahnen
Erhaben in des Mondes Silberwagen.
Voll Freude trabt das Rößlein; — fühlt's ein Ahnen,
Daß es den Heiland aller Welt getragen? —

(Dichterstimmen der Gegenwart.) Wilh. Biesenbach S J.

Fernand.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

19) (Nachdruck verboten.)

„Nun, dann ist es auch nicht mehr als billig, daß Ihr für Euren Eigensinn gestraft werdet. Doch ich höre Vater Wangso mit seiner Familie kommen; was mag doch mit Eurem Rößlein passiert sein?"

Er ging alsdann hinaus und Fernand blickte ihm nach:

„Ein drolliges Kerlchen. So etwas Arrogantes in Manieren und Haltung, aber es steht ihm gut. Was mag das für ein Buch sein, worin er gelesen?"

Er nahm es zur Hand, fuhr aber unwillkürlich zurück:

„Zwei Jahre an den Ufern des Mittelmeeres und auf Madeira. Von D. Brun."

Es war sein eigenes kürzlich erst erschienenes Werk.

„Wunderbar, daß er sein eigenes Werk hier finden mußte in einer javanischen Hütte, tief im Gebirge. Hatte es denn solch ein Aufsehen gemacht, daß es jetzt schon bis hierher durchgedrungen war?

Da trat Hans Schnell — Fernand konnte sich mit dem dummen Namen nicht befreunden — wieder ein. —

„Ach, Euer armes Pferd!" rief er, „es hat wahrscheinlich ein Bein gebrochen. Der Junge klagt so bitter und wagt nicht nach Hause Hause zurückzukehren."

„Ich werde es ihm ersetzen. Wieviel mag denn das Tier wohl noch wert sein? Vielleicht hundert Gulden?"

„Du lieber Himmel, ein „Koeda gladak" hundert Gulden! Gebt ihm zehn, dann wird er das Bein wohl wieder gerade setzen, es kann dann noch lange mitlaufen."

„Nein, durchaus nicht! Fragt ihn mal, wieviel er haben will."

Der junge Mann sprach ein paar Minuten mit dem Rosselenker, dann wandte er sich lachend an Fernand:

„Sind sie bei euch in Holland auch so ehrlich? Djroewo will den „Doekan" (Arzt) fragen, und wenn die Sache in Ordnung kommt, braucht Ihr nur die Medizin zu bezahlen. Als er hörte, daß Ihr hundert Gulden dafür geben wolltet, lachte er noch lauter als ich."

„Nun, so gebt ihm wenigstens diesen Zehnguldenschein."

„Das könnt ihr Holländer am besten; dies einfache Volk lehren, welch ein widriges Ding das Geld ist, das ist alles, was eure Kultur vermag . . . Djroewo läßt Euch danken und ich grüße Euch."

„Ihr vergeßt Euer Buch!"

„Ja ich hätt's wirklich fast vergessen!"

„Es ist nicht viel daran verloren, möchte ich meinen?"

„Habt Ihr es denn gelesen?"

„Nach dem Titel zu urteilen, finde ich nichts Verlockendes darin. Was geht es Euch an, ob jener Brun in Madeira gewesen ist, und was er dort erlebte!"

„Was für ein wunderlicher Gelehrter Ihr seid! Ich für meinen Teil liebe auch keine Reisebeschreibungen, aber diese sind so fesselnd, so frisch, so originell, sie versetzen mich ganz in jene Länder, daß ich das Verlangen habe, aus dem prächtigen Java fortzugehen, um dorthin zu gelangen."

„Wie schade, daß jener Brun Eure Lobrede nicht hört! Wer weiß, ob jene Reisebeschreibungen nicht zu Papier gebracht wurden in einem kalten Zimmer des vierten Stockes irgendwo im großen Amsterdam, während die Fenster mit Eisblumen überzogen waren, das letzte Torfstückchen im Ofen rauchte und ein halb Dutzend Kinder weinend nach Brot verlangte."

„Kaum recht denkbar!"

„Hört nur weiter: Papa ist mit Schreiben beschäftigt, während einige Teile der „Erde und ihre Völker" vor ihm aufgeschlagen liegen; er zittert vor Kälte und ist halb übel vor Hunger, während Mama die armen Stümper beruhigen muß mit den Worten: Macht es Papa nicht lästig, Schätzchen, wenn er mit der Arbeit fertig ist, wird er Geld bekommen, um Brot zu kaufen, und . . ."

„Ja, ja, Ihr könnt schön phantasieren, aber meint in Euerer hohen akademischen Weisheit nicht, daß Ihr meine Illusionen zerstören könnt. Ihr urteilt wie ein Blinder über Farben. Habe ich es auch nicht zum Doktor gebracht, so kann ich doch fühlen, daß der Schreiber seinen Pinsel in Sonnenstrahlen tauchte, die nicht von dem grauen tranigen Dings herrühren, das Ihr in Holland mit dem Namen Sonne belegt, und der Duft, der aus diesen Blättern emporsteigt, ist von Jasmin und Orangenblüten und nicht von Eueren grünen, trüben Kanälen erzeugt worden."

Fernand fühlte in seinem Herzen eine kleine Regung der Eitelkeit und er dachte mit Vergnügen an das Interesse, das dies kleine Abenteuer seiner Mutter einflößen würde. Mit der gleichgültigsten Miene der Welt legte er den Arm um die Schultern des jungen Genossen, aber als wenn eine Natter ihn gestochen, huschte dieser davon."

„Kommt, bester Freund, Ihr seid ein kleiner Enthusiast."

„Ich bin weder dieses, noch Euer bester Freund . . .!"

„Nun ja, aber . . ."

„Ihr mißbraucht das Recht, das ich Euch gab, nicht dankbar zu sein. Ihr widersprecht mir, weil es Euch Vergnügen macht. Ja, Brüder sind mir zuwider, aber Querköpfe noch mehr."

Und er rannte hinaus ins Freie.

„Wartet noch, sagt mir, was ich jetzt tun soll?"

Aber fort war er.

Fernand blieb eine Zeitlang allein in dem Zimmer, bis endlich die übrigen Hausgenossen zu ihm kamen. Der Sturm hatte sich gelegt, der Mond brach durch das dunkle Gewölk und warf seine matten Strahlen über den triefenden Wald mit seinen uralten Bäumen. Fernand brachte all seinen malaiischen Brocken hervor, um seinem Wirte auszulegen, daß er nicht zum Residenten in einem solch beschmutzten Anzuge gehen könne und erst seine übrigen auf dem anderseitigen Ufer liegenden Sachen erwarten müsse, und von ihm zu einem Wirtshause geführt werden möchte.

Bater Wongio war gerne bereit; das Billett in Djroewos Händen zog ihn an und es tat ihm eigentlich leid, daß sein „Karbouw" in Sicherheit war. Hätte dieser bei dem furchtbaren Gewitter ein Bein gebrochen, statt dem alten Klepper, wer weiß, was der „Toewan blanda" (weiße Herr) noch alles getan hätte. Er machte sich daher immer bei Fernand eifrig dienstbar, damit auch für ihn eine viel größere Summe als Belohnung herausspringe, als er in Anbetracht seiner geringen Dienste hätte verlangen können.

Als sie sich endlich genügend verständigt hatten und im Begriffe waren, fortzugehen, sah Fernand ein beschriebenes Papier auf der „Baleh-Baleh" liegen, das er an sich nahm und in sein Portefeuille steckte.

2.

Die Stores eines geräumigen Pavillons neben dem Hause des Residenten waren des Morgens immer heruntergelassen, um drinnen eine frische Temperatur zu erhalten.

Es war ein behagliches Zimmer, groß und mit einem Geschmack ausgestattet, der unzweifelhaft zu erkennen gab, daß hier ein edles, harmonisches Leben geführt wurde. Blumen und Schlingpflanzen sah man überall in den Ecken, vor den Fenstern, vom Plafond herniederhängend; ein Bücherschrank, leichte aber elegante Möbel aus indischem Rohr, eine palembangische Matte als Teppich, ein paar Käfige mit Kanarienvögeln, kleinen Papageien und Reisvögeln, feine Stahl- und Kupferstiche nach berühmten Gemälden von Raffael und Murillo, eine Gitarre auf einem Ecktischchen und vor dem Fenster ein bequemes Ruhebett, worauf eine junge Frau halb ausgestreckt lag.

Jung? Der erste Blick ließ es glauben; aber wenn man sie näher betrachtete, so bemerkte man, daß die blanke Farbe der Haut durch Krankheit jenem ruhigen Antlitz angehaucht war; daß die blonden Locken schon manchen Silberstreifen, besonders an den Schläfen durchschimmern ließen, daß an der Stirn und um den Mund deutliche Furchen eingegraben waren — und man ließ den Gedanken an Jugend fahren.

Sie hatte die Hände gefaltet und die Augen geschlossen; schlief sie oder lispelten ihre dünnen farblosen Lippen ein Gebet?

Es ward an die Türe geklopft.

Sie öffnete die Augenlider, und ein sanftes, freundliches Lächeln ersetzte den Blick, den die erloschenen Augen nicht geben konnten, und sie hieß jene, die ohne ihr „Herein" eintrat, willkommen.

„Gott sei Dank! Du bist allein!" rief eine klangvolle Mädchenstimme. „Wie geht es Dir heute morgen, liebste Tante Alwine?"

„Ich schlummerte ein wenig, gerade als Du klopftest."

„Und ich unglückseliges Geschöpf habe Dich geweckt! Nie kann ich doch etwas tun, was gut wäre!"

„Du hast gerade etwas Gutes getan. Der Tag ist uns nicht zum Schlafen gegeben."

„Aber die Nacht wohl. Arme, liebe Märtyrin! Wer weiß, wie oft Du heute nacht die Uhr schlagen hörtest. Ich bin ein schlechtes Wesen, und wenn Du nicht so gut zu mir wärest, dann . . ."

„Pfui, Theo, wie Du wieder sprichst. Willst Du mir wahrlich nicht zur Last, sondern zur angenehmen Gesellschafterin sein, so nimm Dir einen Stuhl und setze Dich zu mir."

Doch die Besucherin war ein wenig eigensinnig und setzte sich mit der Behendigkeit, die orientalischen Damen eigen, auf die Matte nieder.

Sie war nach den Urteilen der Herren eine „Beaute", aber die Damen fanden, daß sie zu dreist aussehe, um schön genannt werden zu können. Sie hatte ein paar Augen und einen Zug um den Mund, die deutlich sagten, daß ihr vor einer Kleinigkeit nicht bang sei; aber die stolzen, mutigen, selbst übermütigen dunkelgrauen Sterne wurden von solchen langen Wimpern beschattet, daß sie all ihr Feuer darunter verbergen konnte; hatte sie dieselben niedergeschlagen, so war kein sanfteres, lieblicheres Antlitz auszudenken. Die ihr am wenigsten freundliche Dame mußte bekennen, daß sie einen prächtigen Lockenkopf hatte: schwarz wie ihre Wimpern und Augenbrauen, fein wie Seide und in unzähligen Löckchen über ihr Angesicht und ihre Schultern niederwallend wie eine Allongeperücke aus der Zeit Ludwigs XIV.

„Das Haar allein macht sie schön," sagten die vielen Neiderinnen, „wenn sie es abschneiden würde, so würdet ihr sehen, wie unbedeutend ihr Gesicht ist."

„Unbedeutend ist ein Gesicht nie, worin solche Augen blitzen," antworteten ihre eifrigsten Verteidiger.

Die liegende Dame streichelte diese reiche Lockenfülle, noch feucht vom Bade, das sie vor kurzer Zeit genommen hatte. Sie trug nicht wie ihre Freundinnen „Sarong und Kabajaj" (die Nationaltracht der Inländer), sondern ein Morgenkleid von weißem Musselin, sehr elegant mit Spitzen und Volants besetzt.

„Welch ein Unwetter war's gestern abend, nicht wahr? Wir haben hier alle beieinander gesessen, und welche Angst wird Deine Tante ausgestanden haben, Theo?"

„Ich höre es gern; solch ein Gewitter im Gebirge klingt mir noch lange in den Ohren nach, wenn ich wieder in Batavia bin."

„Ich muß gestehen, daß es mir mehr Angst als Vergnügen bereitet. Es ist heilsam, wenn wir bisweilen auf solche Weise die Stimme Gottes hören, aber ich höre sie lieber, wenn sie durch den Hauch des Zephirs und in den Düften der Blumen zu mir redet."

Bewundernd schaute zuerst Theo die Sprecherin an, ehe sie antwortete.

„Wie ist es denn möglich, daß gerade Du ein solches Bedürfnis hast, an einen guten, liebevollen Gott zu denken. Für Dich ist er doch nicht . . ."

Mit einer raschen Bewegung legte Tante Alwine ihre Hand auf Theos Lippen.

„Du willst mich heute morgen wieder aufregen, Theo. Ich weiß, daß Du nicht meinst, was Du sagen wolltest, aber doch darfst Du selbst nicht im Scherze so reden. Das ist gerade doppelt verkehrt."

„Hab' ich denn nicht recht! Wenn Gott wirklich gut wäre, würde er Dir dann nicht die Kraft geben, aufzustehen und nützlich zu sein, wie Du kannst und willst, statt daß er Dich verurteilt, Deine Tage wie eine lebendig Begrabene zuzubringen?"

„Und wer sagt Dir, daß es nicht gerade seine Güte ist die mir dieses Leiden auferlegt? Leiden ist ein kostbarer Stein, den er uns schenkt, aber ein rauher und ungeschliffener. Wir müssen ihn erst zu einem Diamanten schleifen."

„Der Himmel bewahre mich vor solchen Geschenken."

„Du wirst sie auch empfangen; es ist unser Erdenlos, jene Last zu tragen, aber es liegt auch an uns, daraus ein schweres Joch oder einen kostbaren Schatz zu gestalten."

„Tröste Dich, liebe Alwine, so gut Du vermagst, aber versuche mich nicht zu Deiner Theorie zu bekehren. Mir ist das Leben wie ein langer einförmiger Weg voll Schlamm und Dornen. Ich muß ihn zurücklegen und weiß nicht, wohin er führt, aber ich schürze mich auf und gehe auf den Zehen, um mich nicht zu ritzen oder zu beschmutzen."

„Und wenn dann ein Stoß kommt, der Dich zwischen Schlamm und Dornen niederwirft?"

„Was könnte das für ein Stoß sein?"

„Krankheit, Enttäuschung und Tod; eine jener vielen Formen, worin der Schmerz zu uns kommt."

„Nun, die fürchte ich nicht, es kommt nur darauf an, wie man sich dagegen verhält. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde ich schon besser werden. Ich ginge nach Europa, sämtliche Aerzte und Professoren zu konsultieren. Enttäuschungen erwarte ich nicht, da ich keine Pläne für die Zukunft mache, und Tod . . . Wer könnte sterben, dessen Tod mir das Leben unleidlich machte?"

„Und George?"

„O . . . der ist unsterblich, daran denke ich nicht, und wenn er stürbe — glaubst Du, daß ich mir das so zu Herzen nehmen würde? Nein, Alwine, ich erwarte nicht viel vom Leben und so wird es mir auch keine Enttäuschung bringen. Denn soll ich Dir die Wahrheit sagen: Einen Sturm wie den gestrigen habe ich lieber als die langweilige Windstille; ein heftiges, bitteres Leiden schreckt mich weniger als das eintönige Ticktack des täglichen Lebens."

„O . . . Du Aermste, das Leiden selbst übergoldest Du mit den Sonnenstrahlen Deiner Illusionen!"

„Illusionen?"

„Hast Du sie vielleicht nicht mehr? Willst Du gar blasiert erscheinen? Nein, Theo, ich kenne Dich besser. Durch das Prisma Deiner Phantasie siehst Du alles so schön und verführerisch Dir winken, selbst das Leiden. Es ist der vom Dichter idealisierte Schmerz, aber wirkliches Leiden, o, das ist bitterer, als Du meinst. Es ist das tägliche Erwachen mit dem Gedanken, das folternde Bewußtsein, daß ein Wurm unaufhörlich am Herzen zehrt, heute, morgen, immer. Es ist die Ermattung, der Ekel, das Gefühl, das sich umsonst gegen den Kelch der Bitterkeit auflehnt; ach! der Schmerz ist — glaube es mir, trotz der Dichter, die ihn besingen — alltäglich. Der ist schlimmer als bitter, er ist unausstehlich, zum Verzweifeln. Wie all die Tausende und Zehntausende auf der Welt ihn tragen, weiß ich nicht. Ich weiß allein, wie ich langsam gelernt habe, mich mit dem Schmerze zu versöhnen, ihn als eine Leiter zu betrachten, die mich von

Stufe zu Stufe emporgeführt hat zu Gott, zu dem Lande, wo man keine Schmerzen kennt. Aber, arme Theo, sie haben Dir kaum gesagt, daß Du einen Vater im Himmel hast; sie haben Dich so mit Glück überhäuft, daß Du gesättigt bist, Deinen Pfad so geebnet, daß es Dir langweilig vorkommt. Mein liebes Kind! Gott möge Dich vor einem Kreuz bewahren, das Du zu tragen nicht imstande sein wirst!"

„Du bist ein Engel, Alwine! So zu leben wie Du, mit der jahrelangen traurigen Qual, die Deine Energie lähmt, Deiner Glückssonne, gerade als sie am schönsten zu scheinen begann, den Untergang bereitete, nein, das könnte ich nicht. Ich würde an Deiner Stelle mich aus den furchtbaren Fesseln zu befreien suchen, wie ein gefangener Vogel würde ich gegen die Stäbe des Käfigs flattern."

„Was helfe mir das?"

„Deine Ergebung, Deine Unterwürfigkeit, nein, nimmer würde ich sie mir aneignen. Blind zu sein, keine Sonne zu sehen und dann noch lahm obendrein!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewegung der Erde.

Von seinem Observatorium in Juvisy richtet Camille Flammarion einen interessanten Brief an den New York Herald: „Wieder eine neue Entdeckung, die wahrhaft außerordentlich und kaum glaublich erscheint. Der Erdboden, der uns stark und sicher erschien und dem wir uns so ruhig anvertrauten, ist in Bewegung: zweimal am Tage erfährt er eine allgemeine Schwingung, erhebt sich und senkt sich gleich dem Ozean unter dem Einfluß der Flut und der Ebbe. Die häufigen seismischen Stöße, die die Erdoberfläche erschütterten, beweisen uns bereits die Beweglichkeit der Erdmassen. Aber diese unzeitigen Bewegungen, die unsere Aufmerksamkeit erst dann fesseln, wenn ihre Kraft durch vernichtende Wirkungen bemerkbar wird, treten nicht regelmäßig auf und setzen wieder aus, und man kann glauben, daß zwischen solchen seismischen Erregungsperioden Pausen liegen, in denen die Erde sich ruhig befindet. Doch das ist nicht der Fall. Die Oberfläche der Erdteile, so will es jetzt erscheinen, ist nicht weniger beweglich wie die des Meeres, wo die Wasser unter der doppelten Anziehungskraft der Sonne und des Mondes sich täglich zweimal heben. Seit mehr als einem halben Jahrhundert sucht die Wissenschaft diese Erdoscillationen zu beobachten, und die interessantesten Versuche sind unternommen worden, um diese Vertikalbewegungen messen zu können. Antoine d'Abadie, Lord Kelvin, Zöllner, Bouquet de la Grye, G. und H. Darwin und M. Wolf vom Pariser Observatorium haben auf diesem Gebiete geforscht, aber die gewonnenen Resultate waren gering, widersprachen einander und konnten nicht die Grundlagen zu sicheren Schlußfolgerungen abgeben. Seit einigen Jahren untersucht nun ein deutscher Gelehrter, der Astronom Hecker im Potsdamer Observatorium dieselbe Frage. Er hat zwei Horizontalpendel konstruiert, die 25 Meter über dem Boden eines Zimmers angebracht sind, in dem die Temperatur (von 11,7 Grad) und der Feuchtigkeitsgehalt das ganze Jahr über mit größter Genauigkeit auf dem gleichen Niveau gehalten wird. Die Schwingungsweiten, die gemessen werden sollen, sind vollkommen unsichtbar und erreichen nicht ein Hundertstel einer Bogensekunde. Es ist jetzt gelungen, sie durch ein sinnreiches Verfahren, das in Kürze nicht erklärt werden kann, sichtbar zu machen. Das Resultat dieser Beobachtungen, das eine Frucht jahrelanger stiller Forschung ist, scheint jeden Zweifel auszuschließen und gipfelt in der Erkenntnis, daß der ganze Erdball einer periodischen Schwingung unterliegt, die den Ebbe- und Fluterscheinungen des Meeres analog ist; die anscheinend so bewegungslose Erdoberfläche wird täglich zweimal um fast zwanzig Zentimeter gehoben. Mein Kollege Lallemand hat das Ergebnis dieser Untersuchungen jetzt der Societee Astronomique de France mitgeteilt. Wie kommt es nun, daß wir diese innere Flut der Erde nicht fühlen, die täglich zweimal unter unseren Füßen kommt und geht? Weil die ganze Umgebung dieselbe Bewegung mitmacht und uns der unbewegte Punkt fehlt, von dem aus die Veränderung kontrollierbar wird. Es ist dasselbe wie mit der Meeresflut, deren Erscheinung den Reisenden auf hoher See völlig entgeht. Erst an der Küste kann man die Veränderung der Höhe des Wasserspiegels beobachten. Schon kennen wir zwölf für uns unsichtbare Erdbewegungen, von denen mehrere für unser Leben entscheidend sind. Wir kannten bisher: 1. die tägliche Umdrehung der Erdkugel um ihre Achse in 23 Stunden 56 Minuten; 2. die Revolution der Erde um die Sonne in 365¼ Tag; 3. das Vorrücken der Nachtgleichen in 25 765 Jahren; 4. die monatliche Bewegung der Erde um das Gravitationszentrum von Erde und Mond; 5. die durch die Anziehungskraft des Mondes bewirkte Veränderung, die alle 18½ Jahre eintritt; 6. die hundertjährige Veränderung der Schiefe der Ekliptik; 7. die hundertjährige Veränderung des Abstandes des Mittelpunktes der Erdbahn von der Sonne; 8. die im Zeitraum von je 21000 Jahren eintretende Verschiebung der größten Achse der Erdbahn; 9. die Schwankungen, die durch die stets wechselnde Anziehungskraft der Planeten entstehen, 10. die Veränderungen des Gravitationszentrums des Sonnensystems, um das die Erde jährlich kreist; 11. die allgemeine Bewegung des Sonnensystems gegen das Sternbild des Herkules und 12. die Bewegungen der Erdpole, die die Breiten verändern und die an den Polen eine Schwingung von etwa 12 Metern erreichen. Man sieht, wie sehr sich die wissenschaftlichen Anschauungen seit jenen Zeiten verändert haben, da man die Erde für einen unbeweglichen feststehenden Körper ansah."

Anpassungsvorgänge bei Krankheiten.

Daß der Organismus, auch nachdem anscheinend lebenswichtige Organe verloren gegangen sind, imstande ist, weiter zu leben und seine Funktionen zu erfüllen, beruht auf der wunderbaren Anpassungsmöglichkeit der gesunden Körperteile an die kranken, indem die gesunden Organe die Arbeit und die Leistungen der außer Tätigkeit gesetzten übernehmen. Ein Mensch, der die rechte Hand verloren hat, vermag relativ leicht den Gebrauch der linken Hand derart auszubilden, daß sie fast alle Funktionen der rechten mehr oder minder vollkommen leisten kann. Bei den Blinden verfeinert sich der Tastsinn, sodaß er zum Wiedererkennen von Schriftzeichen verwendet werden kann, der Gesichtssinn schärft sich bei den Tauben für die Lippenbewegung sprechender Personen derart, daß sie die Rede vom Munde ablesen können. Für den Arzt ist es nun, wie Prof. Gerhardt in Basel in seiner akademischen Antrittsvorlesung ausführte, sehr wichtig, daß auch im Innern des Körpers sich derartige Ausgleichs- und Ersatzvorgänge abspielen. Am besten bekannt ist das Verhältnis bei Herzkrankheiten. Wenn durch Krankheit eine Störung in dem kunstvollen Ventilapparat dieses Organs herbeigeführt wurde, dann wird die Wirkung des Klappenfehlers regelmäßig dadurch ausgeglichen, daß derjenige Teil des Herzens, welcher es nach Lage der Dinge vermag, intensiver arbeitet, er nimmt an Masse zu und vergrößert sich.

Auch an besonderen muskulären Organen macht man dieselbe Wahrnehmung. Verengerungen der Speiseröhre, des Magenausganges, des Darmes führen in dieser Weise regelmäßig zur Muskelzunahme der oberhalb der Verengerung gelegenen Abschnitte. So erklärt sich auch die merkwürdige Erfahrung, daß der Ausfall der Tätigkeit des Magens für das Gedeihen des Körpers fast gar keine Schädigung bringt. Menschen, denen wegen einer Magengeschwulst fast der ganze Magen herausgeschnitten wurde, können unter Umständen geheilt, weiterleben und an Gewicht zunehmen. Ganz dasselbe hat man gesehen bei Leuten, bei denen teils infolge hochgradiger Schleimhauterkrankung, teils infolge nervöser Störung der Magen zwar erhalten war, aber seine Hauptfunktion, die Erzeugung des verdauenden Saftes, vollständig eingebüßt hatte, bei denen die Speisen, die man nach einer halben Stunde durch die Magenausspülung wieder zum Vorschein brachte, ganz unverändert waren. Solche Leute halten sich jahrelang leistungsfähig, sie nützen die Nahrung ebenso gut aus, wie der Gesunde. Die Arbeit des Magens wird eben in diesen Fällen in sehr weitgehendem Maße durch die anderen Verdauungsorgane übernommen, teilweise durch den Darm, teilweise durch die Bauchspeicheldrüse. Auch vom Darm, namentlich vom Dickdarm können große Partien entbehrt werden. Nach den Erfahrungen der Chirurgen ergibt sich, daß auch der Dünndarm um mindestens 2 Meter, also um ein Drittel seiner Länge, verkürzt werden kann, ohne daß Leben und Ernährungszustand zu leiden brauchen. An der Leber findet man, wenn ein Teil des Organs ausgeschaltet ist, eine Größenzunahme des Zurückbleibenden. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Nieren, wenn eine Niere krankhaft zerstört oder entfernt ist, so vermag die andere die Funktion derselben zu übernehmen. Bei der Lungenentzündung vermag der Mensch die Atmung auch mit der einen gesunden Lunge zu bewerkstelligen. Auch im Gehirn spielen sich Ausgleichsvorgänge ab. Bei der Zerstörung des Sprachcentrums des Gehirns übernimmt die gesunde, bisher nicht benutzte Gehirnhälfte die Funktion der erkrankten. Bei Muskelschwund springen benachbarte Muskeln in die Bresche und ermöglichen auf diese Weise die Aufrechterhaltung der Bewegung.